

## **„... die Eltern dazu bewegen, mit ihren Kindern zu sprechen ...“**

### Migrantenorganisationen als Partner bei der interkulturellen Bibliotheksarbeit

Redebeiträge eines Workshops, Teilnehmer: Herr Safter Çınar, Türkischer Bund und Türkischer Elternverein in Berlin-Brandenburg; Frau Renée Abul-Ella, „Al Dar e.V.“, Berlin; Frau Selver Wesenack, Büro des Integrationsbeauftragten Berlin

*Herr Safter Çınar:*

*Herr Safter Çınar:* Liebe Kolleginnen und Kollegen, ich will erst einmal noch etwas zu dieser Terminologie „Migrationshintergrund“ sagen, weil das ganz wichtig ist: Vor einem Jahr, als es den Integrationsgipfel bei der Kanzlerin gab, hatte ich ein Interview mit BBC am Telefon. Ich habe immer von „Menschen mit Migrationshintergrund“ gesprochen, und irgendwann sagte die Frau in London: „Ich verstehe das nicht! Das ist doch jetzt die dritte oder vierte Generation – warum sagen Sie andauernd ‚Menschen mit Migrationshintergrund‘?“ Ich musste erst lachen, dann habe ich gesagt: „Für unser Land, für die Bundesrepublik, ist das revolutionär, wenn nicht mehr von ‚Ausländern‘ oder – noch schlimmer – von ‚ausländischen Mitbürgern‘, sondern von ‚Menschen mit Migrationshintergrund‘ gesprochen wird. Insofern müssen Sie das verstehen, dass wir da ein bisschen in der Terminologie hinterher hängen.“

Zu der Sache selbst: Vor ungefähr 15 Jahren gab es in Berlin einen Kongress zu einem ähnlichen Thema. Damals wurde eher über Fragen diskutiert wie: „Sollen migrantensprachliche Bücher angeschafft werden?“ oder vor allem: „Müssen gesonderte Regale für solche Bücher eingerichtet werden oder können diese nach Alphabet bzw. Sachthema bei den übrigen Büchern stehen?“ Heute ist die Diskussion für jemanden, der ab und zu ein Buch liest, aber sich im Bibliothekswesen nicht auskennt, schon eine ganz andere, sehr interessante und uns alle nach vorne bringende Diskussion gewesen. In der Arbeitsgruppe, die ich besucht habe, wurde über Frankfurt und Neukölln (Berlin) berichtet.

Ich denke, dass mittlerweile von Bibliotheken im Zusammenhang mit der ganzen Integrationsdiskussion mehr erwartet wird, als dass nur Bücher dort stehen, die der Mensch sich ausleihen kann und möglichst auch wieder zurückbringt. Ich denke schon, dass das eng im Zusammenhang mit anderen

Stadtteilaktivitäten ein sinnvoller Ansatz ist. Wir versuchen als Gemeindeorganisation, für die ich heute hier spreche, auch einen gewissen Beitrag für diese Art von Vernetzung zu leisten. Ich muss gestehen, dass wir uns in dieser Frage nicht sehr engagiert und nicht viele Gedanken gemacht haben, außer dass wir den „Kids“, die zum Schularbeitszirkel des Elternvereins kommen, sagen: „Ab und zu kannst du auch mal ein Buch lesen, das ist nicht so schädlich, wie dir das vielleicht vorkommt.“ Meine erste Schlussfolgerung daraus ist jetzt, dass wir uns als Organisation viel mehr Gedanken darüber machen, wie wir uns in diesen Kontext mehr einbringen und die Arbeit unterstützen können.

Es wird überall beklagt, dass wenig gelesen wird. Zumindest etwas, das man in der Hand halten kann. (Übers Netz vielleicht.) Ich denke, dass dies von der sozialen Struktur des Großteils der Migrantenfamilien her noch ein größeres Problem ist. Das Erziehungsverhalten der Eltern legt auf solche Sachen keinen Wert. Das ist zumindest meine These. Überwiegend ist dies mit der sozialen Bildungssituation zu begründen. Da spielen sicherlich kulturelle Faktoren noch eine zusätzliche Rolle. Ich denke, ähnliches findet man ja auch bei Kindern von deutschstämmigen Familien.

Was wir bisher versucht haben, ist, die Kinder in die Bibliotheken in Kreuzberg zu bringen. Das sind Kinder der 4. bis 8. Klasse. Sehr viele haben zum ersten Mal realisiert, dass es solch eine Institution gibt, wo man ohne etwas zu bezahlen Dinge ausleihen kann oder wo man sich hinsetzen kann, um ein Buch zu lesen. Das ist, denke ich, wegen der sprachlichen und sonstigen Fähigkeiten, die diese Kinder entwickeln müssen, sehr wichtig. Wenn jetzt die Bibliotheken mehr anbieten, wie heute bereits dargestellt wurde, ist das wirklich ein Feld, das sehr sinnvoll zu bearbeiten ist. Wir müssen uns überlegen, wie wir mehr Unterstützung geben können.

Anmerken möchte ich auch, dass viele der hier skizzierten positiven Entwicklungen vom Engagement Einzelner leben. Das ist das eigentliche Defizit. Diese beispielhaften Entwicklungen sind nicht strukturell-politisch und strukturell-finanziell so geplant. Deswegen finden solche Aktivitäten, diese KiTa-Besuche bzw. Klassenbesuche in Bibliotheken, möglicherweise nicht überall so statt, wie es auf dem Papier steht, weil es die Menschen häufig von ihrer Arbeitszeit und Energie her völlig überfordert. Auf dem Papier kann man das schreiben, und alle denken, es würde passieren – aber das ist nicht so.

Es gibt sicherlich eine Gruppe bestimmter engagierter Eltern, die ihre Kinder auch daraufhin trainieren, oder eben Erzieher und Lehrer/Innen, die die entsprechende Zeit und die Energie haben, das so zu machen. Aber, so wie es geplant ist, läuft es nicht. Es ist auch den Betroffenen, die da handeln, kein Vorwurf zu machen, weil bei dieser Personalstruktur, vom Personalschlüssel her, das nicht unbedingt machbar ist.

Nun zu den Kontakten, zu Organisationen: Natürlich sind wir, obwohl wir uns für sehr gut und groß halten, nicht die einzige Organisation. Ich kann mir schon vorstellen, dass vor Ort in den Kiezen oder wo die Bibliotheken sind, Kontakte existieren. Ich denke, beide Seiten müssen sich hier vielleicht noch einmal Gedanken machen, wie man so etwas anfangen oder intensivieren kann.

*Widerspruch einer Bibliothekarin:*

Ich denke, dass die Arbeit mit den Kindern doch sehr streng durchgeführt wird. Es gibt KiTa-Kisten, die KiTa-Kinder kommen zu Lesungen, zum Bilderbuchkino in die Bibliotheken. Es gibt Klassenführungen für alle Klassenstufen. Bestimmt bis zum Grundschulbereich ist es abgedeckt. Dass die Kinder von der Existenz der Bibliotheken keine Ahnung haben – dem möchte ich vehement widersprechen. Sie wissen es zumindest! Ob sie es nutzen, das steht auf einem anderen Blatt. Dass die Schulen in bestimmten Klassenstufen zu Klassenführungen mit den Kindern in die Kinder- und Jugendbibliotheken kommen, das weiß ich. Das passiert Jahr für Jahr (ich kann jetzt nur für Mitte sprechen).

*Frau Renée Abul-Ella:*

Ja, das passiert. Wie viele Kinder gehen mit, wer bleibt fern? Wir bestreiten nicht, dass Projekte und Ideen da sind. Wir haben das Problem, dass wir in der Realität mit den Leuten leben. Wir arbeiten auch mit den Kindern, und wir wissen, dass sie noch nie in einer Bibliothek waren. Das sind nicht alle Kinder, aber es sind nicht wenige Kinder. Das ist das Problem!

*Frau Selver Wesenack:*

Immer mehr Menschen scheinen das Surfen im Internet der Lektüre von gedruckten Büchern vorzuziehen. Die Erfahrung, durch das Lesen in andere, vor allem in neue und unbekannte Welten einzutauchen, nimmt daher nach meiner Beobachtung ab. Ein gewisses Maß an Leseferne ist nicht zu übersehen. Bezüglich der Migranten in der Stadt ist zu diesem Punkt aus integrationspolitischer Sicht Folgendes anzumerken:

Viele Migranten waren gezielt für einfache Arbeitsplätze in der Industrie angeworben worden und hatten folglich keine qualifizierten beruflichen oder schulischen Abschlüsse. Nach Berlin sind sie als sog. „Gastarbeiter“ Ende der 1960er Jahre bis Anfang der 1970er Jahre gekommen. Nach 1989 sind jedoch die meisten dieser industriellen Arbeitsplätze weggefallen, für die sie

angeworben worden waren. Hierbei handelt es sich um einen Abbau von ca. 260 000 Arbeitsplätzen zwischen 1990 und 1992.

Deswegen haben wir in Berlin eine Arbeitslosenquote um die 40 % unter den ausländischen Arbeitnehmern. Parallel dazu sind zunehmend mehr Menschen mit günstigen Bildungsvoraussetzungen und Einkommensverhältnissen aus den Innenstadtbezirken an die Peripherie der Stadt gezogen. Sog. bildungsferne und einkommensschwache Familien sind zurückgeblieben, wozu vor allem Migrantenfamilien gehören. Die Folgen dieser Entwicklung wurden in der Sprachstandserhebung von 2002/2003 sichtbar. In den Innenstadtbezirken Berlins haben 90 % der Kinder nichtdeutscher Herkunftssprache Deutsch-Förderbedarf, aber auch 45 % der Kinder deutscher Herkunftssprache ebenfalls. Das heißt, wir haben, was ich eingangs angedeutet habe, eine allgemeine Situation von Bildungsferne und auch Leseferne in den sozial-schwachen Familien, die überwiegend wegen günstigerer Mietpreise in den Innenstadtbezirken leben. Ihnen fehlen die Anregungen der inzwischen weggezogenen Leistungsträger.

Bildungseinrichtungen wie Schulen, wie Kitas, und nicht zuletzt Bibliotheken sind hier besonders gefordert, neben ihrer üblichen Aufgabenerfüllung ein günstiges Lernumfeld zu schaffen. Wenn all diese Einrichtungen an einem Strang ziehen, dann wird es gelingen, Kinder, aber auch ihre Familien an das Lesen heranzuführen und dabei auch Vergnügen zu empfinden.

Um der Bildungsferne in den Familien angemessen zu begegnen, sind in Berlin wichtige Bausteine entwickelt worden. Dazu zähle ich zum Beispiel das Projekt „Rucksack“. Dieses Projekt wird die Erzieherinnen in den Kitas dazu bewegen, sich mit ihren Kindern intensiver zu beschäftigen. Das Projekt sieht vor, dass die Eltern ihren Kindern auch in ihrer Muttersprache Sprechansätze anbieten lernen. Lernen hat sehr viel mit Emotionen zu tun und Emotionen können am besten in der Muttersprache ausgedrückt werden. Die Sprachstandserhebung zeigt, wie wichtig es ist, Sprachkompetenzen zu entwickeln.

Außerdem legt das neue Schulgesetz von Berlin nahe, dass die Schulen ein Schulprogramm konzipieren und sich dabei auf ihre unmittelbare Umwelt beziehen. Dazu gehören auf jeden Fall die Bibliotheken. Da sind wichtige erste Schritte vollzogen worden, und ich bin sicher, in der Realität gibt es Fälle, bei denen es wunderbar gelingt (was Herr Cınar auch gesagt hatte). Ich erlebe jedoch in der Dienststelle manchmal, dass Jugendliche nicht wissen, wo sich die durchaus namhaften Theater in der Stadt befinden, denn sie waren noch nie da. Das wollen wir aufbrechen. Da, finde ich, kommt den Bibliotheken wie den Schulen diese Aufgabe zu, das Elternhaus praktisch zu ersetzen. Das leisten Sie auch, mit Ihren Jugendprogrammen. Ich habe gesehen, dass es sogar Hausaufgabenhilfe und vergleichbare Angebote gibt. Es gibt also mittlerweile genügend Ansätze, die erfolgreich angewendet werden. Nur muss

man vielleicht mehr über sie sprechen, damit sie bekannter werden und so anderen Mut machen, bzw. sie in ihrem Ansinnen bestärken. Und wir als Dienststelle sollten Ihnen eigentlich mehr Gelder zuschanzen helfen. Aber ich weiß, dass insbesondere Bibliotheken, insbesondere der Kulturbereich, insbesondere der ‚weiche‘ Bildungsbereich sowie der Jugendbereich seit Jahren von relativ großen Kürzungen betroffen sind. Wenn ich das alles überblicke, finde ich es eigentlich ungerecht, nun von Ihnen die Weltrevolution zu erwarten in Sachen interkultureller Kompetenz. Danke.

*Frau Renée Abul-Ella:*

Ich möchte etwas zum Thema Zusammenarbeit sagen. Dieser Workshop soll von Partnerschaft handeln. Deshalb will ich zurück zu unserer Arbeit und sagen, dass wir uns sehr mit dem Thema ‚Buch‘ beschäftigt haben. Und wenn wir von der Gruppe arabischer Herkunft sprechen, dann muss ich auch unterschiedliche Gruppen nicht außer Acht lassen. Es gibt die Gruppe, die wie alle anderen zur Bibliothek geht; es gibt die Gruppe, die genug Bücher zu Hause hat; und es gibt die Gruppe der Analphabeten. Man kann nicht erwarten, dass sie irgendwann lesen werden, z. B. in einer Bibliothek, auch wenn sie alphabetisiert werden; mit Ausnahmen. Für diese Gruppe muss man neue Wege finden.

Ich kann nicht direkt von Partnerschaft sprechen – aber wir gehen zu den Bibliotheken in Kreuzberg und Neukölln und Mitte, mit den Kindern. Wir haben einen Lesezirkel für die Mütter in der Organisation selbst. Wir haben versucht, ein paar Bücher zu sammeln, arabische Bücher, und das hat sich wirklich als so mühsam erwiesen und ist nicht zu verwirklichen, weil den Menschen, die hier arabische Bücher haben, diese sehr wertvoll sind. Ich meine, es ist nicht einfach, arabische Bücher zu kaufen, und deshalb geben sie die nicht einfach so als Spende weg. Und die Bücher sind sehr teuer. Dafür gibt es keine Finanzierung. Da müssen wir mit den Bibliotheken einen neuen Weg finden. Die Bibliotheken haben in den letzten Jahren bewiesen, dass sie sehr innovativ sind und auch neue Wege finden können, damit nicht nur schriftliche – in Buchform – sondern auch verbale Kommunikation mit den Erwachsenen stattfindet. Wir denken auch an eine Art Lesezirkel – aber ein bisschen anders.

Wenn wir Familien – Kinder und Eltern oder (in der Regel leider nur) Kinder und Mütter – zusammen in die Bibliothek holen, dann könnten wir vielleicht etwas erreichen.

*Herr Rolf Busch:*

Es ist für die Bibliotheken, wenn sie nach Ansprechpartnern suchen, auch immer ein bisschen schwierig, weil wir natürlich häufiger mit dem Konkurrenzkampf von Organisationen, deren Wertigkeit die Bibliotheken schlecht beurteilen können, konfrontiert werden. Das sollte natürlich nicht dazu führen, dass man dann die Versuche gar nicht unternimmt oder einstellt. Hier sind ja zum Beispiel der arabische Frauenverein, der Türkische Bund vertreten, der türkische Elternverein. Das sind Organisationen, die in der öffentlichen Diskussion, in den Medien nicht irgendwie einen Stempel aufgedrückt bekommen. Das sind mögliche Partner, die auch an einem Gespräch mit den Bibliotheken interessiert sind.

Denn wenn kleine Organisationen, die auch über wenig Geld verfügen, meinen, sie müssten eine eigene Bibliothek zusammenbetteln, durch Spenden oder mit ein bisschen Geld kaufen, dann führt das nur zu sehr schlecht ausgestatteten Bibliotheken. Es gibt in einigen Bezirken sehr verständnisvolle Bürgermeister und Stadträte, die sagen: „Da stecken wir wirklich Geld rein.“ Und wenn dort eine Beratung stattfinden würde zwischen einer solchen Organisation wie ihrem Frauenverein und dem türkischen Bund zum Beispiel über das, was beschafft werden sollte, was ist sinnvoll, was sollte auch in größeren Stückzahlen da sein, dann denke ich, wäre das auch schon eine Möglichkeit, den interessierten Lesern und Leserinnen, seien es Kinder, seien es Erwachsene, mehr Literatur zur Verfügung zu stellen.

*Frau Renée Abul-Ella:*

Ich möchte dem widersprechen. Ich will nicht, dass man „entweder-oder“ sagt, sondern es gibt eine Notwendigkeit für beide Möglichkeiten. Wenn ich für die arabische Gruppe spreche: Es gibt in den öffentlichen Bibliotheken sehr wenige arabische Bücher, und sie werden kaum erneuert – sogar hier an der Freien Universität Berlin.

Auch in der Politik wird immer regionaler, immer sozialraumorientierter gearbeitet, die Menschen bewegen sich nicht mehr fort. Darum muss ich bei jeder Regionalbibliothek einen großen Buchbestand haben. Wenn ich aber eine Anlaufstelle habe, zu der Menschen aus allen Bezirken Berlins kommen, dann habe ich den Anspruch, dass wir das selbst organisieren – auch wenn das kein Ersatz ist für öffentliche Bibliothek. Gleichzeitig haben wir gesagt, wir nehmen die Angebote von den Bibliotheken sehr wahr, und unsere Mitarbeiterinnen gehen mit den Kindern dorthin. Und ich habe gesagt: Wir wollen auch neue Wege finden. Aber nicht entweder-oder!

*Frau Selver Wesenack:*

Ich habe von einem bestimmten Programm gesprochen. Dieses Programm nennt sich *Rucksack*. Es ist eine Kombination dessen, was die Eltern zu Hause tun und dem, was in der KiTa von den Erziehern geleistet wird. Die Erzieher – in der KiTa – sind mit Deutscherwerb befasst, und von den Eltern wird erwartet, dass sie unter Anleitung ihren Kindern Sprechansätze anbieten in der Sprache, die sie am besten können. Das Besondere am Rucksackprogramm ist, dass beides parallel geschaltet ist. Das heißt also, dass die Eltern und die Erzieher immer voneinander wissen, was ist jetzt dran, was nehme ich durch, was mache ich. Das wird abgesprochen. Es werden Gruppen gebildet und es gibt so genannte *Stadtteilmütter*, die die Familien begleiten – pro Stadtteilmutter sieben Familien – und es ist ein gemeinsames Unterfangen.

Mit diesem Rucksackprogramm hat man bereits in Nordrhein-Westfalen seit Jahren gute Erfahrungen, und deswegen ist Berlin auch aufgrund dieser Erfahrungen anstelle von „HIPPI“ (Home Instruction Programm for Preschool Youngsters) umgeschwenkt. Das Besondere an diesem Rucksackprogramm ist, dass Eltern und die Erzieher miteinander kooperieren und sich verständigen, sich absprechen und vor allem sich einander näher kommen. Das ist das Allerwichtigste.

*Einwand:*

Der Grundsatz ist: Die Kinder sollen letzten Endes zweisprachig aufwachsen. Sie teilen den Spracherwerb quasi auf zwischen den Eltern, die die Heimatsprache sprechen, und den KiTas, die die deutsche Sprache vermitteln. Ich möchte nur wissen, ob damit dieses Sprachproblem wirklich gelöst werden kann.

*Frau Selver Wesenack:*

Das Problem ist Folgendes: Spracherwerb im frühen Kindesalter ist kein mechanischer Vorgang, sondern es ist die Entwicklung von Sprachkompetenz. Deswegen habe ich eingangs erwähnt, dass Kinder aus deutschen Familien, deren meist arbeitslose Eltern entmutigt sind – insgesamt vom Leben – mit ihren Kindern nicht sprechen, dass diese Kinder genauso viel Förderbedarf haben wie Kinder, deren Eltern eben nicht deutscher Herkunft sind. Deswegen spricht man heute lieber von der Sprachkompetenz als einer Fähigkeit des Menschen allgemein. Man sagt, dass jemand, der zu Hause Sprechansätze hat und dadurch zum Sprechen angeregt wird, eine zusätzliche Sprache viel schneller erwirbt, weil seine Sprachkompetenz schon entwickelt ist. Es heißt, dass beim Erwerb einer zusätzlichen Sprache die gleichen neuronalen

Vorgänge im Gehirn ausgelöst werden, die für den Erwerb der Muttersprache bereits ausgelöst worden sind. Deswegen ist Heranbildung von Sprachkompetenz so elementar wichtig. Außerdem sagen Fachleute wie Frau Professor Gogolin aus Hamburg, dass der Spracherwerb oder die Entwicklung einer Sprachkompetenz, die zum Studium zum Beispiel befähigt oder zu einer qualifizierten Berufsausbildung, mindestens sechs Jahre dauert.

Es ist nicht so, dass man Sprache in Form von Tabletten einem Kind verabreichen kann; es ist vielmehr ein langer Prozess, in den mehrere Akteure eingespannt sind, und es ist gut, wenn Eltern und Schule irgendwie zusammenkommen und man die Eltern sozusagen für das gemeinsame Ziel des schulischen Erfolgs gewinnen kann. Die gegenseitige Akzeptanz spielt hierbei eine wichtige Rolle für den Zugang zu den Familien und deren Kindern. Gelingt es Ihnen, Zugang zu den Kindern zu bekommen, machen die Kinder das, was Sie wollen und lassen sich anleiten. Und Kinder, insbesondere im Grundschulalter, lernen doch umso besser, mit größerer Freude, wenn sie z. B. ihre Lehrerin mögen, weil sie das Gefühl haben, die Lehrerin mag sie auch. Das ist eine Uraltgeschichte.

*Herr Rolf Busch:*

Ich möchte darauf hinweisen, dass das gerade ein ganz wichtiger Punkt ist. Es ist nicht so sehr eine Frage von zweisprachiger Erziehung. Die Sprachschätzuntersuchungen, die Sie zu recht erwähnt haben, haben bewiesen, dass auch ein großer Anteil von Kindern ohne jeden Migrantenhintergrund – „germanische Ur-Familien“ sozusagen – wegen der Kommunikationslosigkeit zu Hause ihre Sprache nicht lernen. Es ist nicht eine Frage von Zweisprachigkeit, sondern eine Frage: Kommuniziert die Mutter – und hoffentlich, wenn der Vater da ist, auch noch der Vater – kommunizieren die Eltern, die Erziehungspersonen mit dem Kind oder tun sie das nicht, und zwar ständig? Das ist die entscheidende Frage. Und das ist bei deutschen Eltern genauso förderungswürdig wie bei Eltern mit arabischem Hintergrund oder mit türkischem Hintergrund. Die Frage ist eben, wie Bibliotheken, die sich diesem Problem nähern, die Eltern dazu bewegen können, mit ihren Kindern zu sprechen.

*Herr Safer Çınar:*

Ich wollte noch einmal auf das eingehen, was die Kollegin aus Friedrichshain-Kreuzberg gesagt hat. Das, was diese islamischen Vereine verlangen, ist nicht unsere Position. Das geht auch nicht. Es spricht nichts dagegen, für ein Projekt, das sinnvoll erscheint, auch wenn es dann um Bücher geht, von der Kulturverwaltung eine Förderung zu bekommen. Aber natürlich müssen die Gelder für die öffentlichen Bibliotheken bei diesen bleiben. Das ist unsere



Position. Die Vereine haben natürlich andere Interessen. Wir nahmen eben auch nicht daran teil, wobei das nicht falsch verstanden werden sollte: Diese runden Tische sind schon gut, das wurde auch gesagt, damit diese Gruppen mal ein bisschen aus ihren Ecken herauskommen; man kann auch mit ihnen in einem gewissen Kontext zusammenarbeiten. Nur – ich mache jetzt einen Schlenker zu dem Vortrag von Herrn Boecker – diese Zusammenarbeit darf nicht so laufen, dass man alles akzeptiert. Ich sage das ganz bewusst – und eigentlich streite ich mich immer mit denjenigen Leuten, die an solchen Sitzungen teilnehmen und dann z. B. akzeptieren, dass Männer und Frauen getrennt sitzen. Das sollten wir nicht mittragen.

Bestimmte Positionen – jetzt rede ich ein bisschen wie Beckstein, aber ich meine es anders – bestimmte Positionen, die wir schon als sehr gute gesellschaftliche Entwicklung sehen, die können weder irgendeiner Religion noch irgendeiner Kultur geopfert werden.

Der Punkt ist: Wie können in bestimmten sozialen Schichten, egal welcher Herkunft, die Kommunikationskompetenz, die Sprachkompetenz gefördert werden? Wir als Organisation – und auch andere Organisationen, auch wenn sie jetzt nicht hier sind – wären schon interessiert, da eine weitergehende Zusammenarbeit zu praktizieren. Das Problem bei vielen Migrantenorganisationen, die sich wie wir politisch verstehen, ist, dass wir in so viele Felder verteilt sind – nicht dass das Feld der Sprach-, der Kommunikationskompetenz unwichtig wäre – aber wenn man sich andauernd mit irgendwelchem Unsinn von Herrn Schäuble oder wem auch immer herumärgern muss, dann kommt man zu solchen wichtigen Fragen nicht. Das ist sicher trotzdem keine Entschuldigung oder versuchte Erklärung, warum wir eigentlich dieses wichtige Feld bis jetzt vernachlässigt haben. Also für mich hat es sich schon deshalb gelohnt, hier teilzunehmen, ich habe jetzt wirklich etwas gelernt.

*Frau Renée Abul-Ella:*

Wenn wir von Minderheiten in anderen Ländern – es könnte sogar mein Ex-Heimatland sein – sprechen und verlangen, dass sie gleichberechtigt sind und ihre Kultur bewahren müssen und ihre Sprache, dann denken wir nicht weiter und sagen: Wie sieht es denn hier bei uns eigentlich aus? Überlegen wir uns: Wie leben die Leute miteinander, was bedeutet ‚Minderheit‘ oder ‚Mehrheit‘ und was bedeutet ‚Identität‘ und wo gibt es die Möglichkeiten des Zusammenlebens und trotzdem Eins-seins in einer Gesellschaft?

Und deshalb: Wenn die Kinder zu Hause Deutsch sprechen, die Eltern jedoch kaum Deutsch können, erleben wir heute, dass Kinder und Eltern überhaupt keine gemeinsame Sprache haben. Zu dem Problem, dass sie aus ihrer

sozialen Schicht heraus nicht weit kommunizieren können, kommt, dass sie keine gemeinsame Sprache mit ihren Kindern haben. Deshalb gibt es noch weniger Kommunikation zwischen Eltern und Kindern. Meine Kinder zum Beispiel haben kein Wort Deutsch zu Hause gesprochen und gehört – meine Kinder haben trotzdem im Abitur eine „eins“ in Deutsch geschrieben, weil sie diese Sprachkompetenz vor 30 Jahren bekommen haben.

*Herr Rolf Busch:*

Weil Sie mit Ihren Kindern gesprochen haben – jeden Tag.

*Teilnehmerin:*

Seit PISA wissen wir, dass in den Ländern, in denen auf bilinguale Erziehung Wert gelegt wird, wie in Kanada, die Sprachkompetenz am höchsten ist, weil beide Sprachen gleichzeitig nebeneinander gesprochen werden. Es kann nicht verlangt werden, dass Eltern, die kein Deutsch können, mit ihren Kindern Deutsch reden – sie müssen ihre Muttersprache sprechen. Und wenn die Kinder ihre Muttersprache können, lernen sie auch ganz schnell eine neue Sprache.

*Herr Rolf Busch:*

Wir müssen die Möglichkeit unterstützen, dass die Kinder die türkische Sprache oder auch die arabische Sprache lernen. Wir müssen sie da unterstützen. Die Kinder können gar kein richtiges Türkisch mehr, weil in vielen Familien zu Hause mit ihnen nicht kommuniziert wird. Das ist der entscheidende Punkt. Das ist nicht eine Frage des Zur-Verfügung-Stellens von Literatur in der Landessprache, sondern es ist eine Frage, dass zu Hause bei diesen Menschen nicht in der Sprache der Eltern kommuniziert wird; so gut, dass sie gut diese Sprache können. Wenn das so gemacht würde, würden sie auch gut die deutsche Sprache lernen und wir hätten das Problem gar nicht. Die Tochter von Safter Cinar nimmt hier an dem Seminar teil; sie studiert Politologie hier an der FU. Da gibt es kein Sprachproblem.

30 Jahre lang hat die Deutsche Bundesrepublik stereotyp behauptet: „Wir sind kein Einwanderungsland – Wir sind kein Einwanderungsland.“ In Frankreich dagegen gilt das Recht der Geburt: Wer in Frankreich geboren wird, ist einfach Franzose. Da stellt sich diese Frage nicht – und trotz der Unruhen in der Banlieu stellt sich diese Frage so nicht. Es sind ja trotzdem Franzosen. Sie sehen sich nicht unbedingt als Marokkaner oder Tunesier, sondern sie sind Franzosen. Sie fordern eben ihre Rechte als Franzosen – sie sprechen auch alle Französisch. Nur bei uns ist das eben jahrzehntelang verhindert und verdrängt

worden. Und wir haben nicht gemerkt, dass es auf andere Aspekte ankommt, wie eben auf die Frage der Kommunikation zu Hause in der Familie.

*Herr Safer Çınar:*

Ich würde gerne auch in einem anderen Punkt nicht missverstanden werden, was ‚Identität‘, ‚Heimat‘ und so weiter betrifft. Wir brauchen uns nicht über die Begriffe zu streiten, aber was heißt das denn inhaltlich? Inhaltlich ist doch, denke ich, gewünscht – das ist zumindest unsere Position – dass sich vor allem die hier geborenen und aufgewachsenen Kinder, deren Eltern irgendwann hier eingewandert sind, hier heimisch fühlen – egal, was sie jetzt ‚Heimat‘ nennen, sie können dann auch ‚die Heimat meiner Eltern‘ sagen. Nicht der Begriff ist entscheidend, sondern dass sie sich hier heimisch fühlen.

Ob sie das tun – das würde ich sehr bezweifeln. Das liegt aber – es tut mir leid, das sagen zu müssen – weniger an ihnen selber, sondern ursächlich an dem, was die Politik bis jetzt mit ihnen veranstaltet hat, um das einmal so auszudrücken. Wenn man jetzt noch einmal auf diese Bücherfrage zurückkommt: Ich habe in den ganzen Schulbüchern sehr wenig gesehen, womit sich die Kinder kulturell identifizieren können. Das soll eben alles auf Deutsch sein. Die Märchen sollen auf Deutsch sein, weil sie hier was lernen sollen. Nur: Finden sie sich in dem, was sie als Kind vorgesetzt bekommen haben, wieder – von den Texten her, nicht von den Sprachen her? Das würde ich, von Ausnahmen mal abgesehen, sehr bezweifeln.

Das ist, denke ich, der Punkt. Das Wissen: „Meine Eltern kommen aus Kurdistan, aus der Türkei oder aus was-weiß-ich, wir haben auch diese Wurzeln, aber wir sind jetzt hier. Ich will hier irgendwie dazugehören und etwas werden – aber finde ich das, was ich an Biographie habe, in dem, was mir vorgesetzt wird, wieder?“ Das, würde ich sagen, ist in der Regel nicht der Fall. Das ist, denke ich, das Problem, das dann bei vielen dieser jungen Menschen dazu führt, dass sie als Heimat die Türkei nennen, oder Saudi- Arabien, obwohl sie noch nie da waren. Und, was ja noch schlimmer ist, wenn sie mal dort sind, dann glauben sie, das reelle Leben ist dort so, wie es in der Urlaubszeit mit den Euros in der Tasche ist. Und sie erzählen dann unrealistischer Weise nach dem Studium oder nach der Berufsausbildung: „ich gehe zurück, weil mich da das tolle Leben erwartet!“ Es gibt heute einige, die heute immer noch behaupten, „wer die Muttersprache nicht lernt, kann eine andere Sprache nicht lernen.“ Das ist natürlich widerlegt durch die Realität. Was sicherlich ebenso nachgewiesen ist, auch durch die anderen PISA-Länder, wo es auch viel Migration gibt, ist, dass Migranten die Akzeptanz und der Respekt vor der Muttersprache hilft, die Sprache des Landes, in dem sie leben, besser zu lernen – motivierter zu lernen.

Es ist auch ein Problem, dass in der Bundesrepublik Deutschland die Muttersprache sehr oft als ein Hindernis gesehen wird; das ist jedoch in keiner seriösen Untersuchung nachgewiesen. Natürlich gibt es Fälle, wo es auch anders ging: Die Berlinerinnen und Berliner unter Ihnen kennen vielleicht die stellvertretende SPD-Fraktionsvorsitzende im Abgeordnetenhaus Dilek Kolat: Sie hat erst mit 17 Jahren Türkisch gelernt. Das heißt doch, dass sie auch ohne Förderung in der Muttersprache „etwas geworden“ ist.

Trotzdem denke ich, dass, wenn in den Bildungsinstitutionen das, was die Kinder an Fähigkeiten mitbringen – das Türkische, das Arabische oder das Kurdische – nicht einfach abgeschnitten würde, nach dem Motto: „Jetzt lernen mal alle Deutsch – und das andere interessiert uns nicht“, wir bessere Bildungs- und Integrationsergebnisse erzielen könnten.

*Frau Renée Abul-Ella:*

Gleichgültig ob in der KiTa, in der Schule oder auf der Straße: Die Sprache ist Deutsch und wird auch so gefördert und soll auch so gefördert werden. Wir wollen über die Inhalte zeigen, dass die anderen Kulturen respektiert werden und akzeptiert werden. Bei einem Projekttag in einer Grundschule sind Kinder aus unterschiedlichen Kulturen und Herkunftsländern zusammen mit einer Gruppe von arabischen Kindern. Wir erarbeiten z. B. mit der gesamten Klasse ein Märchen auf Deutsch. Da kommen von den Schülern selbst die Parallelen: „... aber bei uns ist das so und bei uns ist das so ...“ – und sie stellen selber fest, wie viel sie verbindet. Gleichzeitig erfahren sie auch Respekt und Akzeptanz, dass es hier auch andere Kulturen gibt, und nicht nur eine.

Wenn meine Enkelin ein Referat in der Grundschule halten soll, dann erarbeiten wir zusammen die pharaonischen Götter, und sie bringt das Thema dort ein. Es wird auf Deutsch gesprochen dort und gearbeitet. Aber die Themen sollen offen sein und zeigen, dass hier in dieser Stadt Kulturen nebeneinander leben und voneinander lernen wollen.

Wir schreiben nie etwas auf Arabisch. Es wird immer auf Deutsch geschrieben und nur mit einem Willkommenswort auf Arabisch, das zeigt: Ihr seid angesprochen. Wir gehen davon aus, wer Arabisch lesen und schreiben kann, hat Deutsch gelernt und kann Deutsch lesen, wenn auch nicht perfekt. Wer die Sprache zu Hause gelernt hat, zur Schule gegangen ist, hat in der Regel hier auch die Sprache gelernt. Die erwachsenen Menschen, die wirklich Probleme haben mit der Schrift, sind die Analphabeten. Dann hilft es nicht, dass ich auf Arabisch schreibe. Sie können sowieso nicht lesen. Für mich ist es wichtig: Was will ich, wie wollen wir in dieser Gesellschaft zusammen leben? Ich will auf Deutsch leben, ohne die kulturellen Aspekte zu vernachlässigen und zu vergessen.